

„Wir müssen uns vom Wachstum verabschieden“



Bringt die Dinge gerne auf den Punkt: Niko Paech. Foto © Jens Volle

Wie passen Ökonomie, Nachhaltigkeit und Kulturproduktion zusammen?

Für den Nachhaltigkeitsforscher Niko Paech steht fest: Wir brauchen eine Verringerung des Konsums und von Produktionsleistungen. Was würde das für Kulturschaffende bedeuten, und wäre ein solches Szenario realistisch? Ein Gespräch über die Entrümpelung der Gesellschaft, neue Arbeitsmodelle und die Frage, ob die Kreislaufwirtschaft am Ende Science Fiction bleibt.

Interview: Jens Thomas

” Wenn wir das 1,5- oder 2-Grad-Klimaschutzziel erreichen wollen, müsste jeder Mensch mit einer Tonne CO₂-Emissionen pro Jahr auskommen. Derzeit liegt dieser Wert in Deutschland bei 11 Tonnen. Schon das verlangt eine verkleinerte Ökonomie.

Niko Paech ist Ökonom, Nachhaltigkeitsforscher und Begründer der Postwachstumsökonomie. Er lehrt und forscht an der Universität Siegen als außerplanmäßiger Professor im Bereich der Pluralen Ökonomik. Sein Werk „Befreiung vom Überfluss“ (oekom, 2012) hat bis heute Einfluss auf die deutsche Nachhaltigkeitsforschung.

CCB Magazin: Herr Paech, für die einen sind Sie ein Popstar der Postwachstumsökonomie. Andere bezeichnen Sie als Utopisten. Die NZZ schrieb, dass Sie sich gerne zum Clown machen. Ärgert Sie das?

Niko Paech: Ach, wissen Sie, wir leben in einer Ökonomie der Aufmerksamkeit, und die Kritik sagt oft mehr über den Kritiker als den Kritisierten aus. Die NZZ hat hier wohl etwas dick aufgetragen oder missverstanden.

Sie gelten als Begründer der Postwachstumsökonomie und treten für eine radikale Begrenzung des Wachstums ein. Ist das ein gesellschaftliches Ideal oder glauben Sie, dass sie in der Realität wirklich funktioniert?

Natürlich glaube ich, dass sie funktioniert. Allein die drängendste aller ökologischen Herausforderungen, nämlich der Klimawandel, verlangt nach einer verkleinerten und nicht mehr wachsenden Ökonomie. Um das 1,5- oder 2-Grad-Klimaschutzziel zu erreichen, müsste jeder Mensch mit ca. einer Tonne an CO₂-Emissionen pro Jahr auskommen. Derzeit liegt dieser Wert in Deutschland bei ca. 11 Tonnen. Und die notwendige Reduktion lässt sich meines Erachtens nur im Rahmen einer Postwachstumsökonomie erzielen: erstens durch die Senkung der Mobilität und des Konsums, also mehr Suffizienz; zweitens mittels gradueller Selbstversorgung, etwa durch Reparatur, eigene Produktion und Gemeinschaftsnutzung, drittens durch einen Akzent auf Regionalökonomie und viertens durch einen Umbau der verbliebenen, wenngleich stark verkleinerten Industrie.

Viele Nationen versuchen die ökologische Frage mit Wachstum und digitalem Fortschritt zu verbinden.

Alle Versuche, die ökologische Überlebensfähigkeit technologisch wiederherzustellen, sind aber gescheitert. Sie waren getrieben von der Hoffnung, den Menschen keine Reduktionsleistungen zumuten zu müssen. Und sie waren kontraproduktiv. Die deutsche Energiewende ist eine Katastrophe. Erstens hat sie praktisch keine signifikanten Reduktionen an Treibhausgasen bewirkt. Stattdessen hat sie ganze Landschaften durch eine industrielle Nachverdichtung verunstaltet. Technische Lösungen für Umweltprobleme basieren darauf, Schäden nicht zu beseitigen, sondern nur zeitlich, räumlich, stofflich oder systemisch zu verlagern.

Viele Kultur- und Kreativschaffende, um die es in diesem Heft geht, haben den Postwachstumsgedanken verinnerlicht, sie verdienen aber kaum oder zu wenig Geld. Sind das die Realitätsverweigerer von gestern oder die Pioniere von morgen?

Lebensqualität, Selbstwertgefühl und soziale Anerkennung sind keine Frage des Geldes, sondern eines sinnstiftenden Daseins. Ich stelle nicht in Abrede, dass hierzu ein hinreichendes Geldeinkommen vonnöten ist, das kann aber in einer überlebensfähigen Ökonomie durchschnittlich nur geringer sein als derzeit. Darum braucht es die ergänzenden Subsistenzaktivitäten in Form von Reparatur, Gemeinschaftsnutzung und eigener Produktion. Und wer diese schon jetzt ausübt, ist seiner Zeit voraus. Gesellschaftliche

Nischen und Reallabore können hier Vorbildcharakter haben. Dazu braucht es aber eine Verkürzung und Umverteilung der Arbeitszeit.

Und das heißt?

Gehen wir von einer 20-Stunden-Woche aus, dann kann die gewonnene Zeit genutzt werden, um an der Nahrungsmittelversorgung mitzuwirken oder auf andere Weise den Zwang zu mildern, ein hohes monetäres Einkommen zu erwirtschaften. Zum Beispiel auch dadurch, dass man die Nutzungsdauer von Produkten verdoppelt. Das setzt voraus, Gebrauchsgegenstände zu pflegen, instand zu halten und nötigenfalls zu reparieren. Dadurch halbiert sich die Finanzlast, um mit diesen Dingen auskömmlich versorgt zu sein. Und wenn zusätzlich manche Güter überhaupt nicht mehr selbst angeschafft werden müssen, weil sie mit drei anderen Personen geteilt werden, sinkt der entsprechende Finanzbedarf abermals um zwei Drittel. Dieses Prinzip kann durch kommunale Ressourcenzentren und Lernorte unterstützt werden.

Vertreter der FDP würden sagen, das rechnet sich nicht. Selbst linke Ökonomen wie Heiner Flassbeck argumentieren, dass wir eine hohe Konsumquote brauchen, damit sich gerechte Lohnstrukturen entwickeln können. Und viele der Nachhaltigkeitslabels verdienen darum zu wenig Geld, weil sie nicht auf Masse und Konsum setzen.

Auf einem physisch begrenzten Planeten kann aber nicht gerecht verteilt werden, was in einer gerechten Welt gar nicht hätte entstehen dürfen. Unser System basiert seit Jahren auf irreversibler Plünderung. Hinzu kommt, dass eine Konsumgesellschaft mitteleuropäischer Prägung nicht mit Resilienz und Krisenrobustheit vereinbar ist. Die Coronakrise hat die Fehlentwicklungen der letzten Jahre gnadenlos aufgedeckt. Die Versorgung mit lebensnotwendigen Gütern wie Atemschutzmasken oder Beatmungsgeräten war plötzlich gefährdet, weil das Versorgungssystem aufgrund seiner globalen Verflechtungen unkontrollierbar ist. Hinzu kommen psychische Wachstumsgrenzen. Immer mehr Menschen leiden unter Reizüberflutung und Konsumstress, weil sie sich mehr Güter kaufen können, als sie in der Lage sind, stressfrei zu genießen. Wir brauchen nicht nur eine Verringerung des Konsums, sondern kürzere Wertschöpfungsketten, die sich demokratischer und ökologischer gestalten lassen.

Aber wie soll das denn gelingen? Viele stimmen Ihnen zu, dass wir mehr Verzicht brauchen, warnen aber, so die Wirtschaftsjournalistin von der taz, Ulrike Herrmann, dass wir in eine schwere Wirtschaftskrise schlittern würden, wenn wir diesen Wechsel abrupt vollziehen. Was wir bräuchten, wäre der Übergang in eine Kreislaufwirtschaft, die nur noch das verbraucht, was sich recyceln lässt.

Herr Paech, ist das die Lösung?

Die C2C-Idee beruht auf magischem Denken, sie könnte einem rührseligen Science-Fiction-Roman entstammen. Und sie ist nicht zu Ende gedacht, weil ihre flächendeckende Umsetzung auf Voraussetzungen beruht, die ihrerseits nicht zum ökologischen Nulltarif zu haben sind – denken wir an In-

frastrukturen, besondere Produktionsstandorte und zusätzliche Transporte, um die Ressourcen im Kreislauf zu halten. Die Vertreter dieser Konzeption müssten, wenn sie konsequent wären, die Gesellschaft radikal entrümpeln, und zwar von den in den vergangenen drei Jahrzehnten entstandenen Produktdesigns, die niemals kreislauffähig sein können. Und das sind genau jene Dinge, auf denen unser aktueller Wohlstand basiert. In den 1950er Jahren waren Produkte kreislauffähiger als heute. Die Autos konnte man alleine auseinanderbauen. Die Einzelteile ließen sich alle ersetzen. Erst als wir anfangen, in die hochinnovative, smarte Elektronik und Digitalisierung einzusteigen und die Massenproduktion zu globalisieren und zu standardisieren, haben wir uns von jeglicher Kreislauffähigkeit verabschiedet. Deren Wiedererlangung hat einen Preis: weniger Auswahl, weniger Digitalisierung, weniger Komfort und weniger technische Leistung. Und dann haben wir noch nicht über den Preis der C2C-Produkte oder die darauf basierenden Dienstleistungen gesprochen, vor allem woher die hierfür notwendige Energie stammen soll. Dies alles verschweigen uns die C2C-Utopisten.

Herr Paech, zum Schluss ein kleines Zukunftsskizzeno. Wenn sich Ihr Modell der Arbeitszeitreduktion nicht durchsetzen wird, weil es keine Mehrheiten gibt, richtet es am Ende die KI? Philosophen wie Richard David Precht warnen vor dem transhumanistischen Zeitalter, weil Maschinen die menschliche Arbeit ersetzen könnten, glauben aber andererseits, dass die Künstliche Intelligenz den Menschen von langweiliger Arbeit befreien kann. Verrichten wir in Zukunft nur noch die Arbeit, die sinnstiftend und nachhaltig ist?

Das wäre schön, die Digitalisierung erweist sich aber als Brandbeschleuniger praktisch jeder Gegenwarts Krise. Erschwingliche Direktflüge, die das Klima ruinieren, wären ohne die Digitalisierung gar nicht möglich. In meinem Zukunftsskizzeno würde eine neue Welle von Maschinenstürmen auf den Plan treten, um die Rückkehr zu beherrschbaren und reparablen Technologien zu erstreiten. Kleine Produktionseinheiten und sinnvolle Arbeit in Werkstätten und Manufakturen, in denen handwerklich Güter erzeugt werden. Hierzu könnte man die Digitalisierung wiederum nutzen. Ich selbst tausche mich mit jemandem in Augsburg aus, der ein Produktionslabor aufgebaut hat. Dort wird die Digitalisierung eingesetzt, um die Produktion von der Massenfertigung zu befreien. Nur so gelangen wir zu einer Wirtschaft, die keiner digital kontrollierten Titanic entspricht, sondern einem Schwarm eleganter, wendiger und eigenständig gesteuert Boote gleicht. Dazu bedarf es reduktiver Gegenkulturen, die aus den Nischen heraus Gesellschaft und Politik herausfordern. Kreativschaffende können hier mit vorgelebten Beispielen vorangehen. Sie sind es, die sich zum Lautsprecher einer neuen Postwachstumsgesellschaft aufschwingen können – am besten gleich.